

Hans-Helmuth Knütter

Mein 1945

1. Zusammenbruch und Kriegsende Meine Erlebnisse vom Januar bis April 1945

Neunzehnhundertfünfundvierzig – ein Entscheidungsjahr! Seine Besonderheit: Es hat die Zeitgenossen tief geprägt, aber vielen ist das gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Ein Welten-Umbruch hat stattgefunden, aber mancher wird heute auf eine solche Feststellung sagen. „Na, das ist doch übertrieben!“. Viele Zerstörungen, Not, Tod, Verzweiflung – aber dann: Wiederaufbau, Restauration, Anknüpfen an frühere Zeiten und Gewohnheiten.

„Gebraucht sind die Gedankensachen schon alle, seit die Welt besteht“, lautet ein Dichterwort. Und deshalb erinnern wir hier an Goethes Einschätzung der Kanonade von Valmy in Nordfrankreich am 20. September 1792. Die schlecht ausgerüstete, aber von nationalem und revolutionärem Schwung erfüllte französische Revolutionstruppe schlug die berühmte preußische Söldnerarmee. „Von hier und heute geht eine neue Zeit aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen“, tönte Goethe in seinem Bericht über die Campagne in Frankreich. Na ja, das hat er dreißig Jahre nach dem Ereignis, anno 1822, geschrieben. Damals, 1792, dürfte kein Beteiligter den Eindruck einer Weltwende gehabt haben, sondern, im Dreck der Champagne liegend, nur aufs Überleben gehofft haben. So war es auch 1945: Der Wandel der Welt, der Zusammenbruch des Alten und das Entstehen des Neuen – gar eine „Befreiung“ – das haben die Zeitgenossen nicht so empfunden. Niemand – außer Häftlingen des NS-Systems – hat sich 1945 beim Ansturm der Feinde „befreit“ gefühlt. Diesen Eindruck konnte man erst Jahrzehnte später gewinnen, etwa 1985, als Richard von Weizsäcker seine Rede zum 40. Jahrestag des Kriegsendes in Europa hielt. Von den Feinden wurde 1945 nichts Gutes erwartet. Selbstlose Befreier, Helfer gar – von wegen! Rache, Plünderung, Vergewaltigung, Verschleppung, Mord und Totschlag – das wurde befürchtet. Jahre und Jahrzehnte später, als sich die Erkenntnis durchgesetzt hatte „wir sind noch einmal davongekommen“, mit Blessuren zwar, aber auch mit Erneuerungen und neuem Wohlstand, da erst konnte der Gedanke, von Kriegszwängen und Diktatur befreit zu sein, Anklang finden.

Was rechtfertigt diese Schilderung persönlicher Erlebnisse im Schicksalsjahr 1945? Eine mir nahestehende Person meinte einmal skeptisch: „Meinst Du wirklich, Deine Erlebnisse seien so interessant, daß sie festgehalten werden sollten?“ Man schluckt, hält inne, denkt nach und folgert: Das, was hier als die Erlebnisse eines zehnjährigen Kindes und einer ganz normalen Familie geschildert wird, lehrt eines: Auch bei weltpolitischen Katastrophen gibt es in Nischen ein scheinbar ganz normales Alltagsleben. Man duckt sich weg, der Orkan zieht an einem vorbei und richtet Verheerungen an. Dann kriecht man aus seinem Versteck und siehe: Wir sind wieder mal davongekommen.

Wenn heute, Jahrzehnte später, vom scheinbar sicheren Hafen aus über die damalige Zeit berichtet wird, dann geschieht das immer hochdramatisch. Als Beispiel erwähne ich eine Fernsehsendung, die das Elend der „Befreiten“ eindrucksvoll schildert: „Hungerwinter. Überleben nach dem Krieg“ hieß die Sendung (Phoenix 18. 12. 2011, 20.15 – 21.45 Uhr). Eine Fülle erschütternder Fälle, die dem heutigen Wohlstandsbürger zwiespältige Gefühle vermittelt haben dürften. Die lagen zwischen der Reaktion „wir sind ja gerade so noch mal davongekommen“ und „nie wieder soll uns so etwas passieren!“ Auch die dickfellige Einstellung „das betrifft uns heute nicht mehr!“ ist möglich. Was wurde gezeigt? Kinder, die ihre Eltern verloren haben, planen die Selbsttötung. Die Ernährung der Überlebenden bestand

aus einem Stück Brot, einer Scheibe Rübe, einem kleinen Stück Wurst. Familien zerbrechen. Eltern wenden sich von ihren Kindern in Verzweiflung ab, weil sie diese nicht mehr versorgen können. Kinder betteln beim Bauern. Der hat zwar Lebensmittel, gibt aber nichts ab. Eine Frau wird von Russen 37mal vergewaltigt. Die Not verführt zum Lügen und Stehlen. Das verändert die Wertvorstellungen. Es geht nicht nur den Deutschen schlecht. Hunger herrscht auch in Frankreich, Italien, Griechenland, aber Deutschland ist am Krieg und den Folgen schuld. – Soweit die Schreckensbilder dieses Films. Er bietet eine sicher zutreffende Darstellung des Elends und des allgemeinen Mangels. Aber dennoch: Es hat in der großen Katastrophe Nischen der Normalität gegeben, und zwar nicht wenige als Ausnahmen, sondern sehr zahlreiche. Es wird also durch diese heutigen Darstellungen ein einseitiges Bild geschaffen, weil die Normalität langweilig erscheint, obwohl auch sie das damalige Leben geprägt hat. Als interessant und berichtenswert gilt nur das Außergewöhnliche.

Das Kriegsende in seiner Furchtbarkeit und mit seinen Greueln zu schildern, ist sicher wahr, aber dennoch einseitig und auch von der politischen Absicht getragen, beim Leser Abneigung gegen die Schuldigen hervorzurufen. Trotzdem ist das Bild einseitig. Blut, Verstümmelung, Wahnsinn, Vergewaltigung, Leichen massenweise, alliierter Bombenterror – deren Schilderung zeigt eine Neigung zum Dramatischen, zum Gruseln erregenden Sensationslust. Demgegenüber will ich hier zeigen: Auch 1945, im Chaos des Um- und Zusammenbruchs, gab's einen Alltag. Es ging ziemlich normal zu, Banalität im Drama. Gerade diese Dokumentation einer Normalität in einer abnormen politischen Großwetterlage rechtfertigt diese Darstellung.

Ich habe unter drei verschiedenen, gegensätzlichen, verfeindeten Systemen gelebt: dem NS-Staat, der sowjetrussischen Fremdherrschaft, die sich zur „sozialistischen“ DDR entwickelte und schließlich unter der westlichen Demokratie. Große Veränderungen habe auch ich zwischen 1945 und 1950 gespürt. Dennoch habe ich ein ziemlich normales Leben in unnormaler Zeit geführt.

Damit genug der Vorrede. Sie ist nötig, um zu erklären, daß dies die Sicht eines damals Zehnjährigen ist, der gewiß Manches nicht gesehen hat, was für einen Erwachsenen wichtiger gewesen wäre. Außerdem wird deutlich, daß zwar alle Deutschen von den Ereignissen ge- und betroffen waren, aber in sehr unterschiedlichem Ausmaß. Neben schrecklichsten Erfahrungen für die einen hat es für andere eine ganz normale Nischen-Existenz gegeben. Und kein Zweifel: das traf auf die Mehrheit der damals lebenden Deutschen zu. Außerdem hat es durch die politischen, ökonomischen und moralischen Umwälzungen hochgespülte Nutznießer gegeben, die Gewinner der neuen Verhältnisse waren. Das ist in den bisherigen Berichten kaum deutlich gemacht worden – und nun mal los mit dem Erlebnisbericht.

Im Sommer 1943 wurde wegen des anglo-amerikanischen Bombenterrors die „Evakuierung“ (so hieß das tatsächlich) jener Städte angeordnet, für die Luftangriffe befürchtet wurden. Für die deutsche Luftabwehr war das sicher ein blamables Zeichen: Man konnte die feindlichen Bomberströme nicht fernhalten, sondern mußte die Bevölkerung durch Umsiedlung in angeblich bombensichere Gegenden schützen. Das betraf vor allem die Kinder, deren Schulen mit verlagert wurden. Die Erwachsenen hatten als dringend benötigte Arbeitskräfte am Ort zu bleiben. So wurden viele in die „Kinder-Landverschickungslager“ gebracht, während die Eltern – meist die Mütter, während die Väter bei der Wehrmacht waren – am Heimatort an ihrem Arbeitsplatz zurückbleiben mußten. Wenn allerdings drei oder mehr Kinder einer Familie „evakuiert“ wurden, oder wenn diese Kinder sehr klein waren, dann konnte die Mutter bei den Kindern bleiben. So war das auch in unserem Falle. Die drei Kinder waren neun, sechs und fünf Jahre alt, als uns im Sommer 1943 der Umsiedlungsbeschluß traf. Auch

Stralsund galt als bombengefährdete Stadt. Wir hatten das Glück, in das nur 25 km entfernte Grimmen, zu den Großeltern mütterlicherseits ausweichen zu können. Die Stralsunder Wohnung in unserem großen Haus in der Heilgeiststraße 26 betreute unsere Haus-Angestellte Emma Müller. Wegen der geringen Entfernung zwischen beiden Städten waren öfter Besuche möglich. Die Rats-Apotheke wurde ohnehin seit der Einberufung unseres Vaters zur Wehrmacht 1940 vom Apotheker Wilhelm Weisheit geleitet. Eine Nebenbemerkung zu den Auswirkungen der „Evakuierung“: Jahrzehnte später wurden die „Achtundsechziger“ beschuldigt, die Familien zersetzt zu haben. Das war maßlos übertrieben und traute den antibürgerlichen Schwätzern der 68er zu viel zu. Zwar haben sie die „bürgerliche“ Familienstruktur als repressiv und konservativ begehrt. Aber die Zersetzung haben nicht sie bewirkt, sondern sie erfolgte durch den Kriegseinsatz, Tod und Gefangenschaft der männlichen Familienangehörigen und infolge der Trennung von Müttern und Kindern durch die KLV-Lager. Ein Beispiel ist mein Freund Ulrich B. Da Einzelkind, hatte seine Mutter in Stralsund an ihrem Arbeitsplatz zu bleiben. Er kam allein nach Grimmen zu einer schon recht betagten Tante und nach einem Jahr auf das bis dahin in Stralsund befindliche Gymnasium, das nun aber ins Ostseebad Binz auf Rügen ausgelagert war. Damals hat die Auflösung der Familien stattgefunden, nicht erst 1968.

Schon das Jahr 1944 war für mich ein Entscheidungs- und Schicksalsjahr, nicht erst der welthistorische Umsturz 1945. Als herausragende, prägende Ereignisse dieser Vorläuferzeit sind die Mitgliedschaft im „Deutschen Jungvolk“ und ganz besonders der amerikanische Terrorangriff auf Stralsund am 6. Oktober 1944 zu nennen. Sie müssen hier zur Erklärung für Aufnahme und Verarbeitung der 45er Ereignisse wenigstens andeutungsweise angeführt werden.

An „Führers Geburtstag“, dem 20. April, wurden diejenigen Kinder, die im ersten Halbjahr das zehnte Lebensjahr vollendeten, pflichtgemäß in das „Deutsche Jungvolk“ (die Zehn- bis Vierzehnjährigen), bei den Mädchen in den „Jungmädelsbund“ aufgenommen. An dieser Stelle ist das nur zu erwähnen, weil später, im April 1945, tatsächlich versucht wurde, auch diese Kinder in die Kampfhandlungen einzuspannen. Viel eindrucksvoller und nachhaltiger in den Auswirkungen war der Terror-Angriff auf Stralsund, den wir, da Herbstferien waren, im Stralsunder Luftschutzkeller der Rats-Apotheke überlebten. Zu Recht als „Terror-Angriff“ zu bezeichnen, weil die amerikanischen Bomber die Rüstungsindustrie in Pölitz bei Stettin angreifen sollten, was aus irgendeinem Grunde nicht gelang. Also warfen sie ihre Bomben eben einfach irgendwo anders ab, ins militärisch und kriegsindustriell unbedeutende Stralsund. Für dieses verbrecherische Verhalten die zutreffende Bezeichnung „Terror“ zu tabuisieren, wie es im Nachkriegsdeutschland in Ost und West üblich wurde, ist ein Beweis für die charakterlose Beflissenheit und die verachtungswürdige Speichelleckerei der Besiegten. Infolge dieses Angriffs war nicht nur unser Haus mit allen vertrauten Sachen vernichtet, auch das Gefühl, während des Bombenwurfs völlig hilflos in Lebensgefahr zu sein – das formt das Bewußtsein auch eines damals Zehnjährigen. Krieg und Kriegswirkungen – das war jetzt unmittelbare Gegenwart. Das Näherrücken der Front, die sich abzeichnende Niederlage, war jetzt hautnah als persönliche Bedrohung spürbar. Bis dahin war die Familie ja ziemlich unbeschadet durch den Krieg gekommen. Sicher, im November 1943 kam die Nachricht vom Soldatentod eines Onkels, der an der Ostfront fiel. Auch das trug dazu bei, daß der Krieg jetzt hautnah spürbar wurde. Dies also war die Stimmung um die Jahreswende 1944/45.

Das Schicksalsjahr begann in einer Atmosphäre der Bedrückung. Die bevorstehende Niederlage war in einer schwer in Worte zu fassenden Weise Grundlage des täglichen Lebens. Sicher haben die Erwachsenen in aussichtsloser Lage verzweifelt nach Lösungen gesucht und

im vertrauten Familienkreise darüber gesprochen, ob man fliehen oder bleiben solle. Wie man sich selbst, Leben und Eigentum schützen könne. Von diesen letzten Endes hilf- und ergebnislosen Rettungsplänen erfuhren wir Kinder nichts.

Mein Vater, unterdessen zum Major befördert und in den Niederlanden als stellvertretender Kommandant des Flughafens Deelen bei Arnheim stationiert, bekam noch einmal Heimaturlaub. Wahrscheinlich ging es um die Regelung der Angelegenheiten der am 6. Oktober zerstörten Rats-Apotheke, die danach im Wulflamhaus am Alten Markt in Stralsund weitergeführt wurde. Ich erinnere mich, daß damals von einer Urlaubssperre die Rede war. Aber wahrscheinlich war der Weiterbetrieb der Apotheke wichtig genug, um eine Ausnahme zu machen. Deshalb verbrachten wir die ersten Wochen des Jahres in Stralsund und wohnten in der Sarnowstr. 45 bei Großmutter Knütter. Dieser Besuch wurde überschattet von einer Diphtherie-Erkrankung meines Bruders Dietrich, der sechs Jahre alt war. Er mußte zeitweilig in die Klinik nach Greifswald gebracht werden. Dort sollte er aber nicht bleiben, weil unsere Eltern weitere Bombenangriffe befürchteten. Als mein Vater seinen Urlaub beendete und nach Holland zurückkehrte, war die Trauer groß. Denn in der Situation der drohenden Niederlage, konnte ein Abschied einer für immer sein, selbst wenn es um die ziemlich friedlichen Niederlande ging. Immerhin hatte es im Herbst 1944 einen britischen Luftlandeversuch in und bei Arnheim gegeben, den mein Vater mit abgewehrt hatte. Das war ihm eine große Genugtuung, denn seit dem ersten Weltkrieg war er von den deutschfeindlichen Absichten der Engländer überzeugt. Während seines Urlaubs wurde oft in Gegenwart der Kinder über die bevorstehenden Monate gesprochen. Eine russische Okkupation galt als möglich. „Wenn die Russen kommen, rufst Du Heil Moskau!“, sagte mein Vater ironisch. Die späteren Ereignisse zeigten die Wirklichkeitsnähe der Befürchtungen. Es wurde auch über eine Flucht nach Westen gesprochen. Aber darüber weiß ich nichts Näheres. Wohl aus Rücksicht auf die Großeltern, die Unsicherheit, wohin man sich „im Westen“ wenden sollte und die große Zahl der jetzt bereits nach Westen strömenden Flüchtlinge, die den andrängenden Russen entkommen wollten, unterblieb die Verwirklichung. Ich erinnere mich an Gespräche über die Radio - Neujahrsansprachen der nationalsozialistischen Machthaber. Himmler habe sachlich und ruhig gesprochen, berichtete meine Großmutter. Mein Vater hatte einen braunen Schreihals gehört und einen negativen Eindruck gewonnen. Bezeichnend, daß um die Jahreswende 1944/45 die Verhältnisse im „Reich“ trotz des Bombenterrors, der Zerstörungen und Einschränkungen des öffentlichen Lebens – kein Theater, kein Kino mehr – trotz der Behinderungen im Bahnverkehr: „Räder müssen rollen für den Sieg“ und nicht mehr für Privatreisen, recht normal waren. Die Behörden, die Lebensmittelversorgung – alles funktionierte, auch die Überwachung und der Druck durch das System.

Bereits im Spätherbst, um den 9. November herum, war auch in Grimmen ein „Volkssturm“ aufgestellt worden. Alle bisher nicht zur Wehrmacht Einberufenen, auch ältere Männer, wurden zusammengetrommelt und in einer makaber feierlichen Zeremonie auf dem Marktplatz in Grimmen vereidigt. Ein Wehrmachtsoffizier schritt mit gezogenem Degen dem wenig eindrucksvollen Aufzug voran. Irgendwelche Heldentaten sind von diesem Verzweiflungsaufgebot nicht bekannt geworden. Ein etwas fragwürdiger Verseschmied, der sich nach Kriegsende als NS-Gegner ausgab, sich dann mit dem Kommunisten der Sowjetzone einließ und schließlich 1951 nach West-Berlin floh, wo er in Vergessenheit geriet – er hieß Horst Lommer – spottete später über diesen „Volkssturm“:

„Nach Rache und Vergeltung lechz ich,
drum auf zum Volkssturm, lieber Klaus!
Du bist erst zwölf, ich sechsundsechzig,

doch sehn wir fast wie Männer aus. ...
Ich knirsch mit meinen letzten Zähnen
Und ball vor Wut die Panzerfaust. ...“
(Horst Lommer: Das Tausendjährige Reich.
Berlin. Aufbau-Verlag 1946).

Da kaum Waffen vorhanden waren, erschöpften sich die Heldentaten dieses „Sturms“ in Grimmen in der Errichtung einiger aus Baumstämmen gefertigter Panzersperren in verschiedenen Hauptstraßen. Sie wirkten lächerlich und hatten überhaupt keine Bedeutung. In Stralsund klebte an einigen Mauern ein Plakat, auf dem ältere Volkssturmmänner mit grimmigem Gesicht einen imaginären Feind erwarteten. „Na, machen Sie auch ein solches Gesicht?“, fragte mein Vater ironisch, als er zwei gute Bekannte, den Warenhausbesitzer Seitz und den Studienrat Kasch, beide „Volksstürmer“, auf der Straße traf. Angewidert winkten beide ab. „Womit sollen wir denn kämpfen?“ Eben. Auch in Stralsund blieb der Volkssturm aktions- und bedeutungslos.

Am 12. Januar, dem 52. Geburtstag Hermann Görings, begann an der Ostfront, die schon an der Weichsel lag, die Großoffensive der Sowjetarmee, die innerhalb der nächsten fünf Monate bis zur Elbe führen sollte. Es begann der letzte, blutige Katastrophenabschnitt der damaligen Zeitgeschichte. Diese letzte Kriegsphase sollte mehr Opfer fordern, als der Krieg bisher verschlungen hatte – jedenfalls soweit die Deutschen Opfer waren. Schreckliche Gerüchte, durch die offizielle Propaganda verstärkt, liefen um. Ich erinnere mich an einen Radio-Bericht über russische „Flintenweiber“, die in ostpreußischen Dörfern Frauen und Kinder mit Drahtschlingen ermordet hätten. Meine Mutter reagierte entsetzt und angewidert: „Abscheulich, so etwas zu berichten und die Menschen zu ängstigen!“ Aber das war wohl gerade die Absicht – den verzweifelten Widerstandswillen zu stützen: Kampf oder Tod. Auch Großvater Sorge war empört, als in einem Bericht über den heldenhaften Kampf in Danzig ein Verteidiger herausgehoben wurde, der auf den Trümmern des Krantores die anstürmenden Sowjettruppen unverdrossen abzuwehren versuchte: „Das haben sie erreicht – das Krantor kaputt und Danzig verloren!“. Dies kann man als Beispiele für die zusammenbrechende Stimmung verstehen. Kein Vertrauen mehr in Sieg und Wunderwaffen. Hoffnungslosigkeit. Tod wahrscheinlicher als Überleben. Vernichtung entweder durch den Feind oder die eigenen Leute, die jedes Zurückweichen als Verrat mit Todesfolge ahndeten. Dennoch wurstelten sich alle durch, so gut es ging. Diese Schilderung ist nötig, um noch einmal zu betonen, daß es kein Gefühl der Befreiung, der Hoffnung auf das nahende Kriegsende gab. Die nächste Zukunft war schwarz und finster, egal wie das drohende Ende sich verwirklichen würde.

Nach dem Urlaubsende meines Vaters kehrte unsere Mutter mit den drei Kindern nach Grimmen zurück. In der Schule hatten wir wenig versäumt, denn in den folgenden Wochen mußten die Schulgebäude als Flüchtlingslager dienen. In die leergeräumten Klassenzimmer wurden dicke Lagen Stroh geschüttet. Dort sollten die Flüchtlinge untergebracht werden. So geschah es auch – ich habe allerdings diese Art der stallartigen „Unterbringung“ nie in Aktion gesehen, wohl aber ihre Vorbereitung. Der Unterricht wurde aber nicht eingestellt, sondern fand einige Wochen lang in einem Gebäude auf den Schützenplatz an der Stadtgrenze statt. Es ging sehr dürftig zu, weil es an allem fehlte. Keine Sitzgelegenheiten, keine Tafeln, kein Heizmaterial. In der zweiten Aprilhälfte wurde der Unterricht ganz eingestellt – das sollte bis zum 1. Oktober 1945 dauern.

Die Diphtherieerkrankung meines Bruders, die ziemlich bald und ohne schlimme Folgen überwunden war, brachte mir einen Vorteil: Ich konnte mich unter Hinweis auf die Infektionsgefahr vom „Dienst“ im „Jungvolk“ drücken. Am Anfang war ich über diese

Mitgliedschaft begeistert, erschien es doch als ein Schritt in die Selbständigkeit, unabhängig von Elternhaus und Schule. Aber bald erwies sich der „Dienst“ als öde und langweilig, weil er meist aus Exerzierübungen bestand. Von einer politischen Erziehung im nationalsozialistischen Sinne kann übrigens kaum die Rede sein. NS-Propaganda habe ich dort nur zweimal erlebt. Einmal, noch im Herbst 1944, kam ein höherer HJ-Führer, ein Kriegsversehrter in SA-Uniform und hielt eine markige Ansprache, von der mir außer der Tendenz nichts mehr in Erinnerung ist. Das andere Beispiel ist desto eindrucksvoller, sowohl inhaltlich wie auch didaktisch: Unser „Jungenschaftsführer“, ein etwa Zwölfjähriger, der seine ungefähr zehn zehnjährigen Untergebenen zu führen hatte, belehrte uns über das Mehr- und Einparteiensystem: „Also früher, da gab’s Parteien, die kannst gar nicht zählen, so viele. Da war der Vater in einer Partei, der Großvater in einer anderen, der Onkel in einer dritten. Abends kamen sie dann zusammen und spielten Karten. Danach sprachen sie über Politik, dann stritten sie sich und zum Schluß prügelten sie sich. Das hat der Führer mit der Abschaffung der vielen Parteien gebessert, jetzt gibt’s nur noch die eine.“ Das war altersgemäß. So lächerlich diese Erzählung in der Rückschau erscheint – damals leuchtete sie ein und entsprach dem Verständnis Zehnjähriger so genau, daß ich sie bis heute behalten habe, trotz der angebrachten Ironie. Die Wirksamkeit der politischen Bildung hängt auch von ihrer Verständlichkeit ab.

Aber, wie gesagt, der „Dienst“ war sonst entsetzlich öde und so drückte ich mich erfolgreich mit der angeblichen Infektionsgefahr durch die Diphtherie. Seltsam, daß keinem HJ-Führer auffiel, daß ich doch den Schulunterricht besuchte, offenbar ohne die Mitschüler zu infizieren. Na ja, vielleicht lag das auch an der allgemeinen Auflösung Anfang 1945. Gab es die wirklich? Man kann das nicht so generell sagen. Zwar strömten die Flüchtlinge aus dem Osten herbei. Auch Bombengeschädigte mußten untergebracht werden. Aber der Herrschaftsapparat des Staates funktionierte trotz allem erstaunlich wirkungsvoll. Sowohl im positiven Sinne, was die Versorgung der Bevölkerung und der Flüchtlinge betraf, als auch in negativer Hinsicht, soweit es um Überwachung durch die Sicherheitsbehörden ging. Dazu zwei Beispiele: Ein Soldat der Grimmer Wehrmacht-Garnison war wegen eines uns unbekanntes Deliktes zum Tode verurteilt worden und wurde eines Abends in der Sandgrube an der Grellenberger Straße erschossen. Das bevorstehende Ereignis sprach sich herum. Die Reaktion war, traurig zu sagen, nur Neugier und Sensationslust. Wenn die Sandgrube nicht durch Soldaten abgesperrt worden wäre, hätten sich zahlreiche Zuschauer eingefunden. So konnte man lediglich die Salve des Hinrichtungs-Pelotons hören und den Abmarsch der Truppe beobachten. Immerhin zeigte sich: Wer nicht so wollte, wie er sollte, gefährdete sein Leben.

Das andere Beispiel: Wir Kinder wurden gewarnt, durch die Felder zu laufen und etwa zum Freibad zu gehen, das außerhalb der Stadtgrenze lag. Dort würden sich entlaufene Ostarbeiter (damals „Fremdarbeiter“ genannt, heute als „Zwangsarbeiter“ bezeichnet) zusammenrotten, und die seien gefährlich, weil sie sich nur kriminell durchschlagen könnten. Das waren Zeichen der Auflösung: Einerseits gewaltsame Stützung der Ordnung, aber andererseits Lücken in der Sicherheit.

Wie bereits angedeutet, wurde unsere Familie - wie das gesamte deutsche Volk - in den Zusammenbruch hineingerissen, aber doch gewissermaßen in einer windgeschützten Ecke verharrend. Den Ostflüchtlingen ging es schlechter. Sie hatten fast alles verloren, wurden – auch bei uns – zwangseinquartiert und waren nicht gern gesehen. In der Schule hatten wir in der 5. Klasse einen Aufsatz zu schreiben „Unsere Flüchtlinge“. Leider erinnere ich mich nicht mehr an die damals abgesonderten Phrasen. Meine Großeltern hatten eine Teilfamilie aus Fiddichow in Hinterpommern aufzunehmen, bestehend aus Großmutter, Mutter und zwei

kleinen, noch nicht schulpflichtigen Kindern. Sie hausten alle in einem Zimmer. Wir konnten immerhin die Wohnung der Großeltern mitbenutzen, obwohl offiziell auch uns nur ein Zimmer zustand. So wohnten in dem kleinen Einfamilienhaus in der Wilhelm-Kirchhoffstr. 34, bestehend aus vier Zimmern und einer Küche neben den beiden Großeltern jetzt acht Personen zusätzlich, also insgesamt zehn Menschen, je fünf Erwachsene und Kinder.

Über die Hitlerjugend ist noch Einiges zu berichten. Die Mitgliedschaft war verpflichtend, sie dauerte vom 10. bis zum 18. Lebensjahr. Von mir und den Altersgenossen wurde sie nicht als Zwang empfunden. Ganz im Gegenteil, wir waren geradezu geil darauf, mitmachen zu dürfen. Das lag nicht etwa an nationalsozialistischer Propaganda oder Überzeugung. Sondern es handelte sich um einen Schritt in die Selbständigkeit. „Jugend wird durch Jugend geführt“ – anders als in der Schule oder Familie, in denen Erwachsene das Sagen hatten. Mich haben die Rangabzeichen und das Ansehen der Führer motiviert. „Jungenschaftsführer“ trugen auf der rechten Brustseite eine rot-weiße Doppelkordel. Nicht so sehr eindrucksvoll. Der nächsthöhere Rang, die „Jungzugführer“, hatten eine dicke, zopfartig geflochtene grüne Kordel, „Fähnleinführer“ eine schwarz-grüne und Stammführer eine weiße. Das waren die Ränge, die wir in Grimmen hatten. Es gab zunächst einen „Stamm“, ab Ende 1944 deren zwei, nachdem der bisherige „Stammführer“ Hinz zur Wehrmacht einrücken mußte. Es war üblich, daß wir einfachen Mitglieder, die „Pimpfe“, die Führer mit „Heil Hitler“ grüßten, übrigens auch außerhalb des „Dienstes“. Dieses Prestige machte mächtigen Eindruck und spornte an, ebenfalls nach einem solchen Ansehen zu streben. Ein Nicht-dazu-gehören-dürfen wäre schlimm gewesen, man hätte sich ausgeschlossen gefühlt. In meiner Klasse war ein Mitschüler, der angeblich wegen eines kilometerlangen Schulweges von der Teilnahme am „Dienst“ – einmal in der Woche nachmittags – dispensiert war. Er galt deshalb aber als Außenseiter. Wie schon einmal angedeutet, waren die Erwartungen schöner als die Wirklichkeit. Der „Dienst“ bestand im letzten Kriegsjahr nur aus ödem „Rechts um“ und „Links um“. Ich erinnere mich an ein ziemlich dürftiges Sportfest und zwei sogenannte „Geländespiele“, die für uns Zehnjährige besonders frustrierend waren, weil die Älteren aufgrund ihrer Körperstärke und Schnelligkeit alle Gewinne einheimsten. Die Ödnis dieses „Dienstes“ führte dazu, daß ich mich drückte, wo es ging. Ob andere, Gleichaltrige, es auch so hielten, weiß ich nicht mehr. Eine bleibende Lehre war die positive Erfahrung mit den „Führern“. Ich kann über sie eigentlich nur Gutes sagen, weil sie ihre Untergebenen fürsorglich behandelten. Der Grundsatz „Jugend wird durch Jugend geführt“ erwies sich als verantwortungsfördernd für diese Führer. Ich erinnere mich an keine schikanöse oder sonst wie willkürliche Behandlung. Eher negativ habe ich den Neid, die Missgunst, das Strebertum der sogenannten „Kameraden“ in Erinnerung. Die Ausführlichkeit dieser Darstellung ist wegen des Kriegsendes angebracht. Es fand einmal ein Gespräch im Kameradenkreis statt, als schon von ferne der Artilleriedonner der Kämpfe in Vorpommern zu hören war. Es muß im April 1945 gewesen sein. Wir – die Zehnjährigen – sprachen über den Krieg und das drohende Ende. Als ich sagte „Ich sehe schwarz“, giftete ein „Kamerad“, der wohl immer noch an Sieg seines Führers glaubte „Weil Du ein Feigling bist!“. Das traf mich empfindlich, denn als Feigling zu gelten, war prestigetötend. Wirklich und wahrhaftig unternahm die Grimmener Hitlerjugend einen Versuch, zum Heldenkampf beizutragen. Wie bereits erwähnt, hatte der „Volkssturm“ einige Barrikaden aus Baumstämmen in mehreren Straßen errichtet. Die Hitlerjugend sollte sich an deren Besetzung und Verteidigung beteiligen, indem wir – auch die Zehnjährigen – die Aufgabe von „Meldern“ übernahmen. Im heutigen Zeitalter elektronischer Kommunikationsmedien klingt es lächerlich, Kinder als Meldegänger zwischen einzelnen Frontabschnitten einzusetzen. Aber so war es. Ende April wurde ein „Dienst“ angesetzt, um diesen Einsatz zu erklären und vorzubereiten. Ich war auch bereit, hinzugehen, aber ein mütterliches Verbot hinderte mich. „Die Herren haben nicht verhindern können, daß die Russen bis hierher kommen. Jetzt sollen sie selber sehen, wie sie fertig werden!“

Eigentlich überflüssig zu erwähnen, daß in Grimmen kein Widerstand mehr stattfand. Auch der „Volkssturm“ ließ sich nicht blicken, und es erfolgte auch kein „Melder“-Einsatz. Aber ich schämte mich vor den Gleichaltrigen der Wilhelm-Kirchhoffstraße, die am fraglichen „Dienst“ teilgenommen hatten. Als ich sah, wie sie zurückkamen, verschwand ich schnell im Hause, was die „Kameraden“ bemerkten. „Der hat wohl ein schlechtes Gewissen“, sagten sie zu meiner jüngeren Schwester Helga. Für die Mentalität der damaligen Jugendlichen ist ein derartiges Verhalten bezeichnend. Denn auch aus umkämpften Gebieten, wie Berlin wird berichtet, daß der fanatischste Widerstand von HJ-Mitgliedern geleistet wurde. Auch in Brandshagen bei Stralsund fielen am 1. Mai 1945 mehrere Hitlerjungen, die versucht hatten, den Vormarsch der Roten Armee nach Stralsund aufzuhalten. Das kostete sie das Leben. Nicht ganz so schlimm war es einem etwa Vierzehnjährigen ergangen, der an der Panzerfaust ausgebildet werden sollte, dabei aber vom feurigen Rückstoß dieser Waffe im Gesicht verletzt worden war. Immerhin hatte er Leben und Augenlicht gerettet. Nun befand er sich zu einem Erholungsurlaub bei Verwandten in Grimmen. Noch vor dem Russeneinmarsch verschwand er wieder. Sein Beispiel wirkte aber auf uns andere eher abschreckend.

Die letzten Tage vor der russischen Besetzung – in Grimmen am 30. April 1945 – waren besonders unruhig. Es ist nahezu unmöglich, die Stimmung wiederzugeben. Jeder war auf sich gestellt. Gefahr drohte von allen Seiten, von den Feinden, aber auch von den eigenen Leuten. Wenn die kämpften, wenn die den Grundsatz der „verbrannten Erde“ praktizierten – was dann? Eines Morgens knallten einige ferne Explosionen. Mein Großvater schaute aus dem Dachfenster und rief: „Die haben den Schornstein der Molkerei gesprengt!“ Als wir auf die Straße liefen, um ein besseres Blickfeld zu haben, sahen wir: der Schornstein war unversehrt. So ist es in der Notsituation – Gerüchte, Ratlosigkeit, Panikreaktionen bestimmen Denken und Handeln.

An einem der letzten Tage vor dem Russen-Einmarsch habe ich im Ofen mein Jungvolk-Braunhemd verbrannt. Vernichtet wurde wahrscheinlich auch das von der Stralsunder Porträtmalerin Hedwig Freese gemalte Bild des 1943 in der Ukraine gefallenen Onkels Hans Sorge. Meine Großmutter hatte dieses Porträt ihres Sohnes 1944 zum Geburtstag bekommen. Nun erschien es, da der Abgebildete eine Wehrmachtsuniform trug, gefährlich. Wie würden die eindringenden Sowjetrussen auf das Bild eines Feindsoldaten reagieren? Auch eines meiner Bücher, die Lebens- und Heldengeschichte eines Luftwaffenoffiziers, wurde verbrannt. Man erkennt daran, daß selbst einem Zehnjährigen bewußt war, daß wir uns in einem weltanschaulichen Vernichtungskrieg befanden, auch wenn diese Wortwahl uns damals fremd war.

So war die Lage Ende April 1945, kurz vor dem Ende der alten Ordnung. Sind diese Erlebnisse wirklich der Schilderung wert? Zwar waren ausnahmslos alle Deutschen von den Ereignissen betroffen, aber doch in sehr unterschiedlichem Ausmaß. Gewiß – auch wir hatten Opfer zu bringen. Meine Großeltern verloren einen Sohn, wir mußten durch den Bombenterror den Verlust des vertrauten Elternhauses erleben. Das Alltagsdasein war durch die Entbehrungen und Ängste vor den näher rückenden Kämpfen beeinträchtigt. Aber dennoch – so dramatisch wie die Flüchtlinge aus dem Osten den Zusammenbruch erlebten, traf es uns nicht. Heimat, Besitz, persönliche Verbindungen blieben trotz einiger Kratzer erhalten. Gerade das aber ist angesichts der üblichen Dramatik bei den Schilderungen des Zusammenbruchs als Gegensatz bemerkenswert. Ein Einwand könnte lauten: Die Betonung der Normalität im Unnormalen verhüllt und verharmlost Negatives. So wie ich das „Dritte Reich“, den Zusammenbruch und die ersten Schritte der neuen Okkupanten-Ordnung erlebt habe, ist das Bild einseitig. Es bleibt die andere Seite: Mord, Blut, Terror, Vergewaltigung, Vertreibung, Plünderung ausgespart. Das ist richtig. Aber die meisten Darstellungen rücken

gerade diese dramatische Perspektive in den Mittelpunkt, und die gilt nicht generell. Es gab auch das Normale im Abnormen. Das findet hier die oft – aus dramaturgischen Gründen – verschwiegene Darstellung.

Der Lyriker Durs Grünbein hat die menschliche Mentalität in Bewährungssituationen zu erfassen gesucht:

„Die Menschen sind nicht schlechthin schlecht –
sie arrangieren sich mit jedem jüngsten Tag.“
(Die Morgenstern-Suite, Strophe 2)

Mit dem Zusammenbruch endeten nicht nur die Strukturen des alten Systems, sondern auch seine Werte und Konventionen wie Gehorsam, deutschnationale Traditionen, Härte, Askese. Die Mentalität der folgenden Jahrzehnte wurde damals durch die Enttäuschungen und Erfahrungen begründet. Jetzt setzte sich der Grundsatz durch „Rette sich, wer kann“. Bisher gültige Regeln wie „Du bist nichts, Dein Volk ist alles“ erwiesen sich, wie manches bisherige Ideal, als hohle Phrase. Die individualistische, eigensüchtige Einstellung der Nachkriegszeit wurde hier und jetzt gelegt, durch diese Erlebnisse, durch Enttäuschungen über nicht eingehaltene NS-Versprechen. „Wir geben alles – Leben, Eigentum – für Führer, Volk und Vaterland!“ Von wegen! Der Führer ist zum Teufel gefahren, das Volk zersplittert, verwirrt, in hilflose Individuen aufgelöst, das Vaterland von Feinden unterworfen. Da sieh zu, wo Du selbst bleibst, Du und Deine nächsten Angehörigen.

So endete mit dem „Dritten Reich“ eine ganze vertraute Welt mit ihren Strukturen, Werten, Konventionen, Milieus und Ritualen. Heute, Jahrzehnte später, stellen wir fest: damals war das alles den Zeitgenossen nicht bewußt, jedenfalls nicht der großen Masse der Davongekommenen. Wer überlebt hatte und sich in der höchst relativen Freiheit der neuen Ordnung orientierte, hoffte auf baldige Wiederherstellung „normaler Friedensverhältnisse“. Es gab kaum Verständnis, einen welthistorisch bedeutsamen Umbruch zu erleben. Verbreitet war die Hoffnung auf die Restauration alter Verhältnisse, einer Friedensordnung. Aber meistens kommt es anders als erhofft. Wir werden es sehen.